Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 175. Bromberg, den 15. Oktober 1925.

Der Doppelgänger des Herrn Emil Schnepfe.

Roman von Carl Schüler.

6. Fortsetzung.)

„Weshalb hast du ihr denn deine Legitimation nicht gezeigt?"

„Ich hatte gar keine Gelegenheit dazu. Hätte ich mich nicht schleunigst entfernt, so würde sie den schönsten Skandal —"

„Mann — da kommt sie!" rief der Rittmeister.

Denn Frau von Maarkatz hatte sich mit einem Ruck erhoben und mit wilder Energie Handtasche, Taschentuch und Stielbrille aufgerafft. Nun steuerte sie geradewegs auf Dorivals Tisch zu. Sie war da!

„Schurke", sagte sie. Nicht übermäßig laut, aber lange nicht leise genug für Dorivals Geschmack.

„Aber gnädige Frau —"

„Schurke! Ich gehe jetzt zur Polizei! Ich lasse mir meine Brillanten nicht stehlen!"

Und sie blähte sich auf wie ein in Wut geratener Puter und stolzierte aus dem Speisesaal. Hinter ihr wandelte Fräulein Lotz, den Dulderkopf tief gesenkt . . .

„Gräßlich!" sagte Umbach.

„Furchtbar!" nickte Dorival.

„Und was gedenkst du nun zu tun?"

„Ich werde morgen in aller Frühe meinen Anwalt aufsuchen, ihm die Angelegenheit auseinandersetzen und ihn beauftragen, diese Frau von Maarkatz ausfindig zu machen und ihr alles zu erklären. Hm — was hab' ich denn da?"

Er öffnete die linke Hand, die ein zusammengeknülltes Stück eines Konzertprogramms immer noch krampfhaft umschlossen hielt.

„Das hat dir die Magere zugesteckt!" lachte der Rittmeister. „Ich habe es gesehen."

Dorival wollte das Papier wegwerfen, aber Umbach rief: „Halt! Sie hat etwas darauf geschrieben."

Er strich den Zettel glatt, las ihn und gab ihn an Dorival. Auf dem Stück Papier stand:

„Geliebter! Ich erwarte Nachricht postlagernd W. 30 unter G. L. Ich muß dich sprechen. Dein Gretchen."

„Es ist doch unglaublich!" rief Dorival. „Dieser Emil Schnepfe scheint wahrlich ein lieber Mensch zu sein. Er hat der Alten und der Jungen gleichzeitig den Hof gemacht. Fabelhaft vielseitig!"

Er wollte das Stück Papier zerreißen.

Dann besann er sich. Wozu das Geschreibsel neugierigen Kellneraugen preisgeben — er steckte den Zettel in die Westentasche . . . .

Und den Rest des Abends verplauderte man mit der Angelegenheit Emil Schnepfe.

„Die polizeiliche Legitimationskarte genügt mir doch nicht!" erklärte Dorival endlich. „Die taugt nur der Polizei gegenüber etwas. Ich sehe im Geiste voraus, daß nächstens irgendein Betrogener mich in vollster Öffentlichkeit furchtbar ohrfeigen wird — ehe ich überhaupt begreife, was er will. Nein! Der Knabe Schnepfe fängt an —"

„Zitiere nicht!" bat Umbach und hob flehend die Hände.

„— mir fürchterlich zu werden. Als praktischer Geschäftsmann —"

„Ach du meine Güte!" Das war wieder Umbach.

„— als praktischer Geschäftsmann werde ich mich selbst schützen. Wozu haben wir Privatdetektiv-Institute? Ich — werde — zwei Dutzend der besten Detektive hinter diesem Schnepfe herhetzen und ihn zur Strecke bringen! Endgültig!"

„Das wird sehr teuer werden!" meinte Umbach. „Aber du kannst dir ja den Scherz erlauben!"

*

Der Herr Rittmeister von Umbach und der Freiherr von Armbrüster schlenderten auf dem Heimweg über die Linden.

Der Freiherr von Armbrüster fing es sehr schlau an:

„Ach, Umbach," meinte er so ganz nebenbei, „du verkehrst doch im Hause des Konsuls Rosenberg?"

„Ja."

„Er ist Konsul der Republik Costalinda?"

„Ganz richtig."

„Ich interessiere mich für Costalinda!"

„So?"

„Ja. Geschäftlich. Es gibt dort reiche Lager von Wolframerzen —"

„Ach so!"

„— und der Konsul könnte mir vielleicht richtige Auskünfte geben. Willst du mich einführen?"

„Aber das ist ja durchaus nicht nötig, lieber Junge!" sagte der Rittmeister gleichmütig. „Die Geschäftsräume sind in der Behrenstraße —"

„Weiß ich!"

„— und es ist selbstverständlich, daß du keiner Einführung bedarfst, wenn du den Konsul in seiner amtlichen Eigenschaft als Konsul zu sprechen wünschst."

„Kann ich mich auf dich beziehen?"

„Hm — meinetwegen . . ."

Da wurde Dorival wütend.

„Was ist denn los mit dir?" schrie er. „Sei doch nicht so dickfellig. Die Sache ist für mich von Wichtigkeit. Eine gute Empfehlung schadet nie, wenn man jemand um eine Gefälligkeit bittet. Ich hätte gerne, wenn du mit mir zu dem Konsul gingst."

„Kann ich ja machen. Leider bin ich gerade jetzt von zehn bis zwölf Uhr nie dienstfrei," antwortete der Rittmeister gelassen.

„Wir könnten den Herrn Konsul vielleicht einmal gemeinsam in seiner Wohnung aufsuchen."

„Können wir. Können wir auch nicht. Und nun will ich dir mal was sagen, mein Lieber: Du scheinst dir im Ausland eine gänzlich undeutsche Begabung fürs Schwindeln angeeignet zu haben. Konsul Rosenberg mag sehr viel über Wolframerze wissen. Aber er hat auch zwei Töchter. Die ältere ist mit einem Prokuristen der Deutschen Bank verlobt. Die jüngere heißt Ruth —"

„Ach . . ."

„Hübscher Name, nicht wahr? Ruth nun hat mir von einem Frechling erzählt, der sie in der Oper begafft und auf einem Spazierritt mit ihr, hm, anbandeln wollte. Merkst du was?"

„Donnerwetter!" schrie Dorival.

„Dja. Donnerwetter! Im übrigen kann ich dir nur abraten. Ruth ist zwar sehr schön, aber sie hat einen schlechten Charakter!"

„Was?"

„Ja! Einen miserablen Charakter. Ich liebe sie, und sie will mich nicht. Da — nun weißt du's!"

„Das — das is ja reizend!" stöhnte Dorival.

*

Im oberen Teil der Charlottenstraße befand sich im ersten Stock eines großen Bürohauses die Anstalt „Prometheus" des Herrn Zahn, eines früheren Kriminalkommissars. Herr Zahn war ein Mann des Erfolgs. Seine Erfolge verdankte er einer gewissen kaufmännischen Begabung und seinem stark ausgeprägten Verständnis für geschickte Reklame. Seine Anzeigen las man in allen Tageszeitungen und illustrierten Familienblättern. Seine Abteilung für Auskünfte empfahl er allen, die die Absicht hatten sich zu verheiraten und sich über das Vorleben und die Geldverhältnisse des Geliebten oder der Geliebten vergewissern wollten, und seine Abteilung für gewissenhafte Beobachtung empfahl er ebenso dringend allen, die sich scheiden lassen wollten und die nötigen Gründe für eine Scheidung suchten.

Dorthin lenkte am andern Tag der Freiherr von Armbrüster seine Schritte.

Vorher hatte er seinen Rechtsbeistand aufgesucht, der sehr erstaunt und entrüstet gewesen war, daß seinem Klienten eine Angelegenheit Schnepfe überhaupt passieren konnte, aber sofort versprochen hatte, wenigstens den Fall der Baronin von Maarkatz augenblicklich aus der Welt zu schaffen.

Doch das genügte Dorival nicht.

Emil Schnepfe selber mußte aus der Welt geschafft werden!

Im übrigen war er schlechter Laune.

Das Institut Prometheus nahm den ganzen ersten Stock des geräumigen Hauses in der Charlottenstraße ein. Große Reklameschilder in schreienden Farben lockten die Blicke der Vorübergehenden aufdringlich an. An der Vortüre fragte die Kunden ein uniformiertes Bürschchen, die Hand an die goldverbrämte Mütze gelegt, ob sie die Auskunftei oder die Detektei in Anspruch nehmen wollten. Die Büros der einen lagen rechts, die der anderen links vom Vorraum.

Als Dorival dem Knirps den Wunsch aussprach, mit Herrn Zahn selbst zu sprechen, wurde er in ein mit dunklen Eichenmöbeln stattlich ausstaffiertes Wartezimmer geführt. Hier nahm ihn ein magerer, hochaufgeschossener Herr mit glattrasiertem Schauspielergesicht in Empfang, der sich als Privatsekretär des Herrn Direktors vorstellte. Er legte Dorival nahe, zunächst ihm seinen Fall vorzutragen, da der Herr Direktor sehr beschäftigt sei.

„Bedaure!" war die kurze Antwort.

„Ist der Fall von größerer Bedeutung?"

„Von allergrößter!"

„Einen Augenblick!" bat der Privatsekretär. Denn der Herr sah doch aus, als ob sein Fall wirklich von größerer Bedeutung sein könnte; im Sinne des Instituts Prometheus natürlich. Für das Institut waren nur diejenigen Fälle von Bedeutung, die viel Geld bedeuteten. Und er verschwand in einem großen Nebenraum, dessen Tür er offen ließ, damit der Besucher das rasende Geklapper der zwölf jungen Mädchen an den zwölf Schreibmaschinen auch recht deutlich hören konnte. So etwas war eindrucksvoll!

Dorival machte die Türe schleunigst zu.

Nach wenigen Minuten erschien der Privatsekretär wieder:

„Herr Direktor Zahn läßt bitten!"

Der ehemalige Kriminalkommissar hatte sein Sprechzimmer zu einem kleinen Verbrechermuseum ausgestattet. An den Wänden hingen abscheuliche Mord- und Diebeswerkzeuge, die alle numeriert und mit kleinen erläuternden Zetteln beklebt waren, und daneben Photographien und aus Zeitschriften herausgeschnittenen Köpfe von männlichen und weiblichen Missetätern. Auch Dankschreiben unter Glas und Rahmen hoben sich wirkungsvoll von der dunkelroten Tapete ab.

Der Direktor saß vor einem großen Schreibtisch, mit dem Rücken gegen das Fenster, das so von Gardinen und Portieren verhängt war, daß es nur ein Dämmerlicht in dem Raum aufkommen ließ. Auf dem Schreibtisch lagen große Stöße von Akten, und rechts stand ein Diktierapparat.

Bei Eintritt Dorivals erhob sich Zahn mit einer weltmännischen Verbeugung. Der Held so vieler Prozesse, der Berliner Sherlock Holmes, machte keinen übeln Eindruck. Er war groß und sehnig, gut gekleidet und verstand, Vertrauen einzuflößen. In dem scharfgeschnittenen Gesicht, dem die Scheitelung des Haares und der gekürzte Schnurrbart ein straffes, militärisches Gepräge verliehen, fielen die dunkelgrauen, harten Augen besonders auf. Seine Stimme klang befehlend. Er pflegte sich kurz und bestimmt auszudrücken.

„Setzen Sie sich, Herr von Armbrüster," sagte er zu Dorival, „und erklären Sie mir möglichst kurz, welche Angelegenheit Sie zu mir führt."

„Hm — Kennen Sie einen gewissen Herrn Emil Schnepfe?"

„Nehmen Sie an, Herr Emil Schnepfe wäre mir nicht bekannt. Sie stellen dann den Fall klarer dar!" sagte der Herr Direktor vorsichtig.

„Nun, Herr Emil Schnepfe ist ein Spitzbube. Er stiehlt in Hotels, treibt Heiratsschwindelei und so weiter. Er wird von einer ganzen Reihe inländischer und ausländischer Behörden dringend gesucht. Und die Polizei faßt ihn nicht! Aber mich hat sie schon ein paarmal eingesteckt! Der Mann sieht mir nämlich fabelhaft ähnlich. Er ist geradezu mein Doppelgänger. Ich habe mir zwar diese Legitimationskarte ausstellen lassen —"

Er reichte dem Detektiv das Schriftstück zur Einsicht hin, das er dem Polizeipräsidium verdankte.

Zahn las es mit großem Interesse, prüfte gewohnheitsmäßig Unterschrift und Stempel, und gab es zurück.

„Diese Legitimation genügt vollständig, um Sie vor Unannehmlichkeiten durch die Polizei zu schützen. Aber es können Fälle eintreten, daß Sie von Leuten, die durch diesen Schnepfe hineingelegt worden sind, mit ihm verwechselt werden. Sind Ihnen solche Verwechselungen schon zugestoßen?"

„Leider ja. Deswegen wende ich mich ja an Sie . . ."

Und er erzählte dem aufhorchenden Direktor die Szene im Hotel Unter den Linden.

„Die Sache wird mir unerträglich!" schloß er. „Ihr Institut soll nun diesen Emil Schnepfe ausfindig machen und seine Verhaftung veranlassen."

Herr Direktor Zahn horchte auf.

„Eine schwierige Aufgabe!" bemerkte er. „Die Polizei fängt Leute wie diesen Schnepfe nie!"

Das sagte er in sehr bestimmtem Ton.

Und da er von Dorival bereits einigermaßen über den Hochstapler unterrichtet war, spielte er sich plötzlich auf, als sei ihm Emil Schnepfe durchaus bekannt, und als sei er der Einzige, der imstande wäre, den geriebenen Spitzbuben zur Strecke zu bringen. —

„Sehen Sie, Herr von Armbrüster, Schnepfe tritt stets so auf, als gehöre er zur Gesellschaft. Hat ja das Zeug dazu. Famose äußere Erscheinung. Sicherheit. Kaltblütige Frechheit. Arbeitet nur in besten Kreisen. Adel, Finanzaristokratie. Das ist der Haken. Da steckt die Polizei ihre Nase nicht gern hinein. Da sind solche Kerls sicherer, wie der Dachdecker auf dem Kirchturm. Aber gerade derartige Aufgaben sind unsere Spezialität. Wir haben natürlich Verbindungen! Wir haben unsere Erfahrungen!"

Er lächelte selbstbewußt.

„Aber —"

„Nun — aber?"

„Ja — solch eine Verfolgung ist teuer. Haben Sie daran schon gedacht, Herr Baron?"

„Gewiß!" lächelte Dorival.

„Das ist ja glänzend!" dachte der Direktor. „Er hat schon daran gedacht!" Er strahlte.

„Ja," fuhr er fort, „an einen Emil Schnepfe kommt man eben nicht heran in Kaffeeklappen oder Kellerkaschemmen. Da müssen wir unsere besten Leute mobil machen — die Spielsäle in den Badeorten beobachten — überall sein, wo sich die vornehme Welt versammelt. . . . Nun, — wir haben ja Zutritt!"

Wieder das selbstbewußte Lächeln.

„Und nun rein geschäftlich — wenn Sie gestatten, Herr Baron . . ."

„Bitte!" sagte der Freiherr von Armbrüster.

„— es ist mir natürlich unmöglich, den Kostenpunkt auch nur annähernd festzusetzen. Das wäre unsolides Geschäftsgebaren, da ich mit unbekannten Möglichkeiten rechnen muß, aber für den Erfolg stehe ich ein —"

„Hauptsache!" sagte der Freiherr von Armbrüster.

„Stehe ich ein! Wahrscheinlich ist aber jedenfalls — und nötig für den Erfolg — daß wir bedeutende Kosten haben werden —"

Herr Direktor Zahn starrte seinen Klienten in atemloser Erwartung an.

„Ja?"

„Bedeutende Kosten!" Und der Herr Direktor erlitt in vier Sekunden ein Martyrium der raffiniertesten Art. Er taxierte mit unheimlicher Schnelligkeit. Zweitausend? Dreitausend? Der Klient hatte so eine Art . . . . Zahn schnappte nach Luft. Endlich faßte er einen Entschluß, seiner würdig, denn er war in seiner Art ein genialer Mensch. Entweder — oder . . .

„Und so muß ich sagen — Herr Baron —" stieß er hervor, „daß ich es für richtig halte, wenn Sie uns einen Vorschuß von — sagen wir — hm, fünftausend Mark für Kosten und Auslagen bezahlen würden!"

„Bitte!" sagte Dorival und schrieb einen Scheck über die verlangte Summe aus.

Damit war die Hauptsache erledigt.

Dann hatte er noch eine Art von Verhör zu bestehen. Es kam dem Direktor besonders darauf an, die Leute kennen zu lernen, die persönlich mit Schnepfe in Berührung gekommen waren, und Dorival nannte ihm die Adressen der Frau von Maackatz und des Hotelportiers.

Hierauf wurde er verabschiedet.

Herr Direktor Zahn aber lehnte sich weit in seinen Schreibtischsessel zurück und atmete tief auf.

„Uff!" sagte er. „Dieses Geschäft wäre gemacht!"

Und darauf rauchte er eine Zigarre. Eine Upmann. Zu einer Mark fünfzig.

(Fortsetzung folgt.)

Locarno.

Von Dr. Hans Westram.

I. Im Gotthardexpreß.

Auf blitzendem Schienenweg saust er von zwei elektrischen Maschinen gezogen dem Süden entgegen. Vorbei am dunkelgrünen Urnersee, den schneebedeckte Bergriesen in großartiger Majestät einrahmen. Von Norden wälzt sich eine mächtige dunkle Wolkenwand heran, durch die vereinzelte Sonnenstrahlen ein fahles, unwirkliches Licht auf den See werfen. Heroische Landschaft. — Polternd rast der Zug durch kleine Tunnels, die sich serienweise aneinander reihen. Steile Berghänge, tosende Gebirgsbäche drängen sich auf immer schmaleren Raum zusammen, dazwischen windet sich, bald rechts, bald links der schäumenden Reuß die Gotthardstraße. — In großen Serpentinen schraubt sich der Zug in immer längeren Tunnels in die Höhe. Göschenen. Wie der Eingang in die Unterwelt starrt uns der Anfang des großen Tunnels entgegen. 15 Minuten lang dauert die Durchfahrt. Hält man den Kopf zum Fenster hinaus, so sieht man in den Kurven den langen, erleuchteten Zug wie eine große feurige Schlange. In meinem Abteil sitzen zwei junge Engländer. Der eine schläft seit Luzern. Gott segne seinen Schlummer! Der andere liest unentwegt einen Tauchnitz-Roman; nur bei ganz großen mit drei Baedekersternen bedachten Sehenswürdigkeiten tritt er auf einige Minuten in den Gang heraus. Desto lebhafter sprudeln die Wortkaskaden des französischen Ehepaares; er, an die 60 Jahre, energischer, massiger Schädel à la Clemenceau, sie mindestens 20 Jahre jünger, Pariser Eleganz. Airolo. Strahlend blauer Himmel, italienische Inschriften, die ersten Edelkastanien. Es geht in rasender Fahrt bergab. Bald ist Bellinzona erreicht, wo die südliche Sonne schon ganz anders fühlbar wird, als in Luzern. Ein großer Hund steht auf den Hinterbeinen vor dem Bahnhofsbrunnen und läßt den dünnen Wasserstrahl auf seine ausgetrocknete lange Zunge fallen. Etwa 1½ Stunden später fahren wir auf einer Nebenbahn am Nordende des Lago Maggiore entlang und sind in Locarno.

II. Madonna del Sasso.

Madonna auf dem Felsen. Die 150 Meter über dem See auf einem Felsvorsprung thronende Wallfahrtskirche ist das Wahrzeichen Locarnos. Ein steiler, gepflasterter Weg führt hinauf, vorbei an 12 kleinen bildergeschmückten Kapellen, den symbolischen Leidensstationen Christi. Faule Menschen wie ich benutzen zu ihrer Wallfahrt die Drahtseilbahn, die steil und gradlinig über hohe auf Felsenpfeilern verankerte Viadukte neben Gärten und grün umrankten Mauern emporsteigt. Überirdisch schön ist der Blick von der Säulengalerie der Kirche über das unten am blauen See liegende Locarno. Jenseits des Sees die mächtige Bergkette, deren Kuppen im weißen Schnee schimmern, während um die Kirche herum Rosen blühen, Palmen und Edelkastanien ihr freundliches Grün ausbreiten und ernste Zypressen diskret an die Vergänglichkeit alles Irdischen mahnen. Die Mönche in braunen Kutten, die hier ihr Kloster haben, konnten sich in dem Paradies, das sich an den Ufern des Lago Maggiore ausbreitet, kaum einen schöneren Fleck erwählen. — Die Kirche selbst enthält eine interessante „Kreuzabnahme" eines modernen Tessiner Malers namens Ciseri. Daneben eine Anzahl kleiner, in ihrer primitiven Naivität rührenden Bilder, die die segensreiche Erscheinung der Mutter Gottes in allen nur denkbaren Lebenslagen schildern. „Hic apparuit 1640" — hier auf diesem Fleck ist sie leibhaftig erschienen — so verkündet eine fromme Inschrift über dem Eingang der Kirche und deswegen pilgern tausende und abertausende von Frommen zu diesem dreifach gesegneten Fleckchen Erde.

III. Orselina.

Oberhalb der Kirche zieht sich Orselina hin. Schon der Name schmeichelt sich wie Musik ins Ohr. Auf der Dorfstraße spielen einige deutsche blauäugige Blondköpfe in hellblauen Kitteln mit kleinen Italienerjungen und -mädchen, deren brünetter Teint und scharf geschnittene Züge sie auf den ersten Blick den Romanen zuweisen. Gerade in Orselina, das wegen seiner Höhenlage erheblich kühler ist wie das unten am See gelegene Locarno, stehen eine Anzahl hübscher Landhäuser, deren glückliche Besitzer Deutsche sind. Auch in den Hotels wird durchweg Deutsch gesprochen, das überhaupt neben dem weltbeherrschenden Englisch und Französisch in der Südschweiz und in Italien überall verstanden und gebraucht wird. Orselina selbst liegt am Abhang des Monte Bernardo, zu dessen Gipfel man auf einem serpentinenreichen steinigen Wege gelangt, der in der glühenden Mittagssonne Ströme von Schweiß kostet. Er müßte der Berg der tausend Eidechsen heißen, die bei jedem Schritt über den Weg huschen und im braunen Laube rascheln. Auch auf seinem Gipfel kommen noch Edelkastanien vor, unter deren Schatten man an einem Steintisch sitzt und zu dem übrigens recht guten Chianti trocken Brot mit Käse vorgesetzt erhält. Ein Ziegenbock äugt hinter dem steinernen Brunnen neugierig auf den ungewohnten Gast, der sich in dieser Umgebung unwillkürlich in das Land Homers versetzt fühlt.

IV. Der Abend.

Jeden Abend nach dem Hereinbrechen der Dämmerung fangen die Glocken von Madonna del Sasso an zu klingen in kurz akzentuierten, abgestuften Tönen. Nach kurzer Zeit stimmen drüben jenseits des Sees andere Glocken ein, als ob sie antworten wollten. So geht es ungefähr eine Stunde lang. Auf der Landstraße zirpen die Grillen so stark, daß es wie das Zwitschern von Vögeln klingt und selbst das Glockengeläut übertönt. Ein kühler Windhauch bringt den Duft von Heu und Rosen. Unten liegt Locarno und Muralto, Licht an Licht; deutlich unterscheidet man den hell erleuchteten, lang gestreckten Bahnsteig des Bundesbahnhofs und den erleuchteten Komplex des Grand Hotels. Die edlen Konturen der Berge heben sich gegen den Nachthimmel ab; nach der italienischen Grenze zu — nur der Nordteil des Sees gehört zur Schweiz, leuchtet der See im Mondlicht wie flüssiges Silber. Von Zeit zu Zeit tastet der Scheinwerfer des italienischen Zollschiffes mit langen, zuckenden Lichtfingern den See an den Stellen ab, wo die Bergwände das Mondlicht nicht hinlassen.

V. Der See.

Locarno hat einen richtigen sandigen Badestrand. Darauf ist es sehr stolz, denn Lugano, die beneidete mondänere Schwester am Nachbarsee hat ihn nicht. Es verdankt ihn dem Maggiafluß, der südlich der Stadt mündet und im Laufe der Jahrtausende eine mächtige Landzunge in den See vorgetrieben hat. Liegt man seelig faulenzend auf dem Strand und läßt den etwas grobkörnigen Sand durch die Finger gleiten, kann man deutlich seine einzelnen Bestandteile unterscheiden, besonders den zu feinem Pulver zerriebenen glitzernden Glimmerschiefer. In der kleinen Badeanstalt geht es sehr lustig zu. Deutsche, englische und italienische Rufe schwirren durch die Luft. Kupferfarbene Gestalten stürzen sich mit kühnem Kopfsprung weiter draußen von dem Sprungturm in die Fluten und lassen sich von den Wellen treiben, die der majestätisch durch den See fahrende Dampfer „Airolo" in seinem Kielwasser aufrührt. Am Strande machen es sich blonde bubiköpfige Engländerinnen in Liegestühlen bequem. Wer weiß, am Ende bringt ihnen der Abend noch einen kleinen Flirt!

VI. Ausklang.

Gar manches müßte man noch erzählen von diesem paradiesischen Fleck Erde: von alten steinernen Kastellen, die inmitten von Weinspalieren auf den See hinausblicken. Von dem prachtvollen Palmengarten des Grand Hotel, in dessen Räumen jetzt Luther und Stresemann mit den alliierten Ministern konferieren. Von Ausflügen in das romantische Maggiatal nach Bignasco zu Füßen des gletscherbedeckten Monte Basodino und nach der Simplonbahnstation Domodossala, wohin die noch sehr wenig bekannte elektrische Centovallibahn führt, die Bahn der hundert Täler. Schließlich auch von der vorzüglichen Aufnahme, die man in den gut geleiteten, größtenteils in deutschen Händen befindlichen Hotels genießt, die zwar nicht wie Montreux oder Lugano jeden Abend Dancings bieten, aber eine desto himmlischere Ruhe. Doch was vermögen hier Worte!

Wer in der glücklichen Lage ist, im nächsten Frühjahr oder Sommer mit Reiseplänen schwanger zu gehen, versuche es einmal mit Locarno. Er wird dem Schreiber dieser Zeilen für die Anregung sicher dankbar sein.

Wie ich gemalt wurde.

Ich habe mich — auf Drängen der Familie — malen lassen. Von einem Maler mittleren Alters. Der hatte bereits — durch Empfehlung — den Papst in Rom, den spanischen König in Madrid, einen von den Vanderbilts in Neuyork und meine Tante Ilka in Grünau porträtiert.

Mir war dieser Maler — Sebastian Glöckner hieß er übrigens — empfohlen. Nicht durch den Papst und nicht durch den König von Spanien, sondern durch meine Tante Ilka.

Der Meister beanspruchte sechs Sitzungen und ein Honorar von tausend Mark. Vom König von Spanien hatte er mehr bekommen, von Vanderbilt das Doppelte. Vom Papst seinen Segen. Über das Honorar, das Tante Ilka gezahlt, schwieg er. Sie auch.

Der Maler hatte sein Atelier unbequem weit entfernt von meiner Wohnung. Aber wenn man dreimal umstieg und Glück hatte, konnte man — mit Hochbahn und elektrischer Straßenbahn und Omnibus und dann ein Stückchen zu Fuß — in neunundsechzig Minuten das Atelier erreichen. Es lag natürlich im vierten Stock. Etwas hoch für einen, der den Papst gemalt hat. Aber das muß wohl so sein. Und wenn er keinen Fahrstuhl gehabt hätte, hätte ich mich doch nicht malen lassen.

Als ich zur ersten Sitzung kam, fragte mich eine unfreundliche Portiersfrau — gibt es in Berlin überhaupt freundliche Portiersfrauen? —, ob ich mit dem Fahrstuhl Bescheid wisse . . . ich brauche nur auf Knopf Vier zu drücken.

Ich stieg ein und drückte auf „Knopf Vier" — und saß dann anderthalb Stunden zwischen der zweiten und dritten Etage fest. Bis ein Monteur geholt war, der mich umständlich befreite. Beim Aussteigen beschimpften mich der Hauswirt, die Portiersfrau und ein Briefträger. Ein Sipo nahm meine Personalien auf.

Von diesem Tage an war der Fahrstuhl dauernd in Reparatur.

An den Sitzungen nahm eine alte Dame teil. Tante Susanne. Nicht meine Tante, sondern die Tante des Meisters. An die achtzig Jahre und etwas schwerhörig. Sie litt unter der fixen Idee, daß hier ein Dachstuhlbrand ausbreche und daß sie diesem zum Opfer fallen werde. Und während der Meister schwieg und malte, unterhielt sie mich von Dachstuhlbränden. Von solchen, die sich bereits begeben hatten und solchen, die noch zu erwarten waren.

Statt der vereinbarten sechs Sitzungen wurden es einundzwanzig. Das kam zum Teil daher, daß der Meister häufig nicht recht „in Stimmung" war, zum Teil daher, daß mein Kopf, wie er sagte, äußerst charakteristisch und deshalb schwer zu malen sei; und zum dritten Teil daher, daß der Maler mit meiner Kleidung nicht zufrieden war. Ich hatte zuerst einen blauen Sakko gewählt. Der stimmte aber leider nicht zu einer chinesischen Vase, die unbedingt auf einem Tischchen neben mir stehen mußte und grün war. Warum sie da stehen mußte, weiß ich nicht; meine einzige Beziehung zu China ist die: daß ich gern Tee trinke.

Ich zog also einen braunen Sakko an. Den fand der Meister nach der fünften Sitzung „piefkisch". Er wünschte den Frack. Der war ihm nach drei weiteren Sitzungen zu feierlich. Wir beschlossen einen Kompromiß auf den Smoking. Der schien mir aber nach des Meisters Meinung über den Bauch nicht zu passen. Dann versuchte er, mich in Hemdsärmeln zu malen; verwarf das aber wieder als „zu amerikanisch". Dann bat er mich, den Lederwams eines alten Landsknechts anzuziehen. Rembrandt habe a u c h mit Vorliebe Kostüm-Porträts gemalt. Siehe: Mann mit dem Goldhelm, Selbstbildnisse und so . . .

Aber mein Kopf paßte nicht zu dem Wams. Schließlich ließ ich mir auf Rat des Meisters bei einem sehr teuren Schneider einen sandgelben Cut machen, der gut zu der grünen Vase und zu dem Hintergrund stimmte, nicht amerikanisch und nicht historisch war, mich schrecklich in den Achseln zwickte und einen später erst entdeckten Fehler im Gewebe hatte. Sonst wäre er wahrscheinlich n o c h teurer gewesen.

Die Sitzungen dauerten meist drei Stunden. Rauchen durfte ich nicht wegen der Gefahr des Dachstuhlbrandes. Zu essen gab's nichts. Lesen konnte ich ohne Brille nicht. Und die Brille durfte ich nicht aufsetzen. So unterhielt ich mich mit der Tante über Dachstuhlbrände und beobachtete das Wachtelhündchen des Meisters, das Flöhe hatte und noch nicht stubenrein war und dieses wohl auch — im vierten Stock! — nicht mehr wurde.

Endlich war das Bild fertig.

Ich stand bolzengerade im sandgelben Cut hinter einem friesischen Stuhl, auf den ich mich stützte — die chinesische Vase neben mir auf einem Tischchen — und sah — wie mir schien, etwas düster, aber sehr interessevoll — links in die Ecke, in der wahrscheinlich gerade das Wachtelhündchen . . . Denn mir kam vor, mein Blick hatte, neben dem Düsteren und Interessevollen, etwas Erstauntes.

Der Künstler hatte mich gebeten, das Bild — damit ich das richtige Urteil empfange und vergleichen könne — meinen Verwandten und Freunden in der Weise zu zeigen, daß ich jeden Einzelnen allein vor das Kunstwerk führe.

Ich begann mit Onkel Heinrich. Der sagte nach langem Betrachten: „Bist du sicher, daß du das bist?"

Da ließ ich Tante Auguste eintreten und führte sie vor das Porträt. „Sehr ähnlich", sagte sie. „Aber nimm mir's nicht übel, er hat ein bißchen einen dämlichen Moment gewählt. Und dann — du schielst ja!"

Vetter Eugen war der dritte. Er äußerte kritisch: „Der Blick ist das Beste an dem Bild. Die Stirn ist zu niedrig, zu tierisch. Und die hängende Unterlippe hat er noch von dem König von Spanien."

Das holde Bäschen Käte meinte begütigend: „Gott, schön bist du ja auch im Leben nicht. Aber das brauchtest du dir eigentlich doch nicht gefallen zu lassen!"

Mein Schwager Theodor nickte zustimmend: „Ich hatte einen Schulfreund — der jetzt leider als unheilbar im Irrenhaus sitzt —, dem seiner alten Mutter solltest du das Bild schenken. Dem ist's aus dem Gesicht geschnitten. So grauenhafte Cuts trug er auch. Mit der Freude an solchen Farben fing seine geistige Verwirrung an."

Mein anderer Schwager Berthold faßte sein Urteil dahin zusammen: „Fabelhaft! Wie du leibst und lebst! Aber 'ne Frau kriegst du auf das Bild hin im Leben nicht!"

Meine Kusine Aurelie, die kürzlich den Dr. phil. in Kunstgeschichte gemacht hat, nahm verschiedene Stellungen zu dem Bilde ein. Hob sich vom Sofa auf die Zehen und sank an der Kredenz in die Kniebeuge. Dann probte sie, indem sie an meinen Vorhängen riß, die verschiedensten Beleuchtungen aus. Zuletzt bestieg sie einen Stuhl, während sie das Bild in eine Ecke stellte, nahm den Zwicker ab, sah durch die hohle Hand und entschied: „Das ist ein Porträt im platonischen Sinne. Ist die ‚Idee' deiner selbst, gesehen durch ein nach Genialität haschendes Temperament. Ist deine Persönlichkeit, deine Psyche, in nicht unedler und zugleich routinierter Weise projiziert auf die Wirrnis des Jahrhunderts. Das Abbild einer an sich unbedeutenden, zu törichten Heiterkeiten neigenden Persönlichkeit, überschattet von der düsteren Größe seiner tragischen Zeit: Ein Meisterwerk psychoanalytischer Malerei, das mit dem deutschen Ernste Cranachs die repräsentative Würde van Dycks verbinden möchte und in den Halbtönen Rembrandts mit einigen Fehlern Lenbachs kokettiert."

Aha!

Ich dankte ihr für die Belehrung und zeigte das Bild meiner alten Kinderfrau, die — aus Pietät beschäftigt — jede Woche einen Tag zum Ausbessern meiner Wäsche kommt.

„Gott, unser Herr Rudolf!" rief die Gute beglückt. „Und gleich so groß! Das können wir gerade über die feuchte Stelle an der Tapet' auf dem Vorplatz hänge! Dann lohnt sich's doch!"

Der Junge meiner Schwester aber, das in der Familie viel bewunderte Fritzchen, jauchzte: „Au, fein — danach kann ich mit dem Flitzbogen schießen!"

Und ehe ich das Fritzchen noch hindern konnte, schoß es bereits und traf mein Konterfei mitten in die Nase.

Da ging ich hin zu Sebastian Glöckner und sagte: Die Ansichten in unserer Familie über das Bildnis seien geteilt — aber im großen Ganzen . . .

Und dann bezahlte ich tausend Mark und ließ das Bild über das Bett im Fremdenzimmer hängen.

Es muß sich schrecklich darunter schlafen.



* **Gute Antwort.** A.: „Ihre Manieren sind schlecht, ich werde Ihnen Knigges Umgang mit Menschen leihen." — B.: „Schön, aber nur, wenn Sie das Buch wirklich entbehren können."

* **Zahnweh.** Die kleine Lilli hat Zahnweh und weint; ihre Mutter will sie trösten: „Nun sei doch gescheit, wer wird denn vor der Gesellschaft weinen!" — „O", meint Lilli, „du bist gut daran, Mama, wenn du Zahnweh hast, nimmst du dir die Zähne heraus."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.